

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kaiser Friedrich I. Barbarossa

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Kaiser Friedrich I. Barbarossa.

(Tafel 1.)

Ich sag Euch von dem Helden, wie schön und groß der wart,
Sein Leib vor allen Schanden war viel wohl bewahrt;
Stark, hehr und weitberühmt ward bald der kühne Mann;
Del, was er großer Ehren auf dieser Welt gewann!

Herr Friedrich war geheißen derselbe Degen gut,
Draufsucht er viele Völker durch Ritterlichen Muth;
Durch seine Kraft gewann er den Kampf in manchem Land;
Del, was für kühne Thaten in seinem Reich er fand!

Nach dem Ribelungenliede.

Weniger als sechs Jahrhunderte sind seit Kaiser Friedrich Rothbarts Tode verflossen, und noch immer lebt sein Andenken im deutschen Volke ungeschwächt fort. Es betrachtet ihn als seinen Hirt, und als solcher ist er ihm zu allen Zeiten theuer gewesen. Täglich hören wir ihn sehnsüchtig heraufbeschwören als Symbol deutscher Macht und Kraft, und mit Recht haben Sage und Geschichte diesen gewaltigen Mann verherrlicht. Sein Leben war so reich an großen und tief in die Geschichte seiner Zeit eingreifenden Ereignissen, an Wechselfällen mannigfacher Art, und stattlichen Heerzügen; sein Character und seine Persönlichkeit waren so hervorragend, es knüpfen sich an seine Regierung für mehr als ein Land so denkwürdige Erinnerungen, daß sein und seiner Tage Andenken nicht so bald aus dem Gedächtnisse der Menschen schwinden konnte. Länger als dreißig Jahre hat dieser Kaiser, den die Wälschen seines röthlichen Bartes halber Barbarossa nannten, mit Kraft über Deutschland gewaltet, und in Italien Kriege geführt; durch ihn ist der Ruhm des deutschen Namens weithin verherrlicht worden; er war der mächtigste Herrscher, den die Christenheit damals kannte, und selbst die Befenner des Islams haben sein Schwert gefürchtet und seinen glänzenden Eigenschaften die Anerkennung nicht versagt. Seit Karl dem Großen hatte kein Mann auf Deutschlands Throne gesessen, der im Innern wie nach Aussen eine solche Fülle von Kraft entfaltete, und weder Otto der Erste, noch Heinrich der Dritte können in dieser Hinsicht ihm, dem großen Hohenstaufen, gleichgestellt werden.

Friedrich von Schwaben hatte schon in früher Jugend in einheimischen Fehden Beweise von dem ihm innewohnenden Muth, von großer Umsicht und jener stürmischen Tapferkeit abgelegt, die er noch als Greis zeigte. Auch mit hervorragenden Geistesgaben war er von der Natur reichlich ausgestattet worden, und darum fand die auf ihn fallende Wahl der zu Frankfurt im März des Jahres 1152 versammelten deutschen Fürsten, welche nach Konrad des Dritten Tode einen König zu erkiesen hatten, allgemeinen Beifall im Lande. Bald zeigte sich auch, daß der neue Herrscher seine Würde mit Kraft und Nachdruck zu handhaben, und sowohl im Innern als nach Aussen das kaiserliche Ansehen geltend zu machen fest entschlossen war. Auf dem Reichstage zu Merseburg, welchen er, bald nach seiner Krönung zu Aachen, noch im Frühlinge desselben Jahres hielt, setzte er dem dänischen Fürsten Knut die Krone aufs Haupt und empfing den Lehenseid. Sodann durchzog er Deutschland, um überall die Würde der Krone geltend zu machen, Streitigkeiten zu schlichten und die Verhältnisse der einzelnen Gegenden durch eigene Anschauung genauer kennen zu lernen. Sein Hauptaugenmerk aber war zunächst darauf gerichtet, das seit Heinrichs des Dritten Tode in Abnahme und Verfall gerathene kaiserliche Ansehen bei den Bischofswahlen wieder geltend zu machen, sodann den weltlichen Fürsten, welche die Reichsgesetze übertraten und den Frieden störten, zu bestrafen, daß sie dieses fortan nicht ungestraft thun dürften. Davon gab der Kaiser schon im Jahre 1156

einen auffallenden Beweis. Die Aermern und Schwächeren im Reiche waren seither häufig von den Mächtigeren unterdrückt, oder doch wenigstens vielfach belästigt worden, und hatten, da des Kaisers Hülfe für unsicher gehalten wurde, nicht selten vorgezogen, die ihnen drohenden Gefahren um eine Summe Geldes oder gegen Uebernahme gewisser Pflichten und Leistungen abzuwenden. Solche Ungebühr wollte Friedrich nicht länger dulden; der Kaiser sollte wieder ein Schirmer des Rechts und ein Retter aller Bedrängten sein, und darum schritt er auf eine unnachsichtliche, strenge und durchgreifende Weise, ohne Ansehen der Person und des Standes, überall ein, wo es galt, verübte Unbilden zu strafen. Davon gab er auf dem Reichstage zu Worms in den ersten Tagen des Jahres 1156 ein Beispiel, welches in ganz Deutschland laut gepriesen wurde, und das Vertrauen zu dem Kaiser in hohem Grade stärkte. Zwei Reichsfürsten, der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Hermann von Stahleck, waren über das Bisthum Worms in eine Fehde gerathen, und hatten dieselbe auch dann noch fortgesetzt, als der Kaiser ihnen Ruhe und Frieden geboten. Da derselbe zu jener Zeit in Italien abwesend war, so hatten sie seine Befehle unbeachtet gelassen und, ohne Strafe wegen dieser Mißachtung des kaiserlichen Ansehens zu besorgen, das Land am Mittelrhein entseztlich verwüstet. Als nun Friedrich heimgekehrt war, und beide Fürsten seinen Zorn fürchteten, stellten sie die Fehde ein, und zeigten sich, was sie von Anfang hätten thun sollen, geneigt, vor ihm ihre Ansprüche auf rechtllichem und friedlichem Wege zu erweisen. Aber Friedrich erklärte, daß es zunächst darauf ankomme, das von beiden mißachtete Ansehen des Reichs und der kaiserlichen Würde, welchen sie durch Ungehorsam Hohn gesprochen, wieder herzustellen, und daß ihr Trotz eine schwere Strafe erheische. Die beiden Friedensstörer und alle mit ihnen verbündeten Ritter wurden von den auf dem Reichstage zu Worms versammelten Fürsten zu der schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt, und Friedrich ließ dieses Urtheil auch sogleich vollziehen. Zwar der Erzbischof fand seines Alters und des, obwohl von ihm entwürdigten, geistlichen Standes wegen Gnade, aber Pfalzgraf Hermann mußte wirklich vor dem zahlreich zusammengeströmten Volke einen Hund eine Meile weit tragen; — eine Strafe, welche den sonst kräftigen Mann dermaßen niederbeugte, daß er in ein Kloster ging, und bald nachher vor Gram und Kummer starb. Dann schritt der Kaiser gegen die Raubritter ein, welche namentlich in den Rheingegenden zu einer Landplage geworden waren. Kein Güterzug auf den Heerstraßen, kein mit Waaren beladenes Fahr-

zeug war vor ihnen sicher. Dabei lagen sie mit einander in ununterbrochener Fehde, wobei Städte und Dörfer entseztlich litten. Friedrich steuerte solchem Unfuge, ließ mehrere dieser vom Stegreif lebenden Ritter hinrichten, brach viele Burgen nieder, gewährte den Kaufleuten wirksamen Schutz und entlastete den Handel von einer großen Anzahl drückender Zölle. Ueberhaupt entfaltet er nach allen Seiten hin eine ungemeyne Thätigkeit; unablässig durchzog er das weite Reich, um, wo es nöthig wäre, selbst zu richten und zu schlichten, und bewährte überall die strengste Unparteilichkeit. Wir finden ihn bald in Goslar und dann wieder im Elsaß, an der Elbe und an der Donau, in Schwaben und in Franken, kurz kein Landestheil entbehrte seiner Gegenwart. Nie waren die Reichs- und Fürstentage so zahlreich besucht gewesen, als zu seiner Zeit; sein Name wurde schon in den ersten Jahren, nachdem er den deutschen Thron bestiegen, in ganz Europa berühmt, und auf dem Reichstage zu Würzburg im September 1157 waren, auffer einer großen Anzahl deutscher Fürsten, weltlichen und geistlichen Standes aus allen Marken des Vaterlandes, auch Gesandte aus Italien und Burgund, Spanien und Griechenland, England und Frankreich anwesend. Bald nachher unterwarfen sich zu Bisanz (Besançon) alle burgundischen Großen dem Kaiser, welcher sich mit Beatrix, der Erbin der großen Freigravasshaft Burgund, vermählt hatte. Es huldigten ihm auch die Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon und Bienne, Balence, Avignon und Arles; denn Friedrichs Macht und Einfluß erstreckten sich auch wieder über das lange von den früheren Kaisern vernachlässigte Reich Arelat und die Provence. König Heinrich der Zweite von England sandte ihm kostbare Geschenke, und sagte in dem Briefe, mit welchem er seine Gaben begleitete, unter Anderem: „England und was sonst noch unserer Herrschaft gehört, bieten wir Euch dar, und vertrauen es Eurer Gewalt an, damit Alles nach Euerem Winke eingerichtet werde und in Jeglichem der Wille eueres Reiches geschehe. Es sei also zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch, als dem Größeren, der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nie fehlen wird.“

Den für die Ruhe Deutschlands so nachtheiligen Streit über den Besitz von Baiern hatte Friedrich schon früher auf eine Weise beendet, welche ihm allgemeinen Dank erwarb. Vom Kaiser war dieses Herzogthum Heinrich dem Löwen zugesprochen, aber der im Besitz desselben befindliche Jasomirgott wollte es nicht herausgeben. Nach langen Unterhandlungen gelang es dem Kaiser endlich 1156 auf dem Reichstage zu Regensburg, Hein-

rich Jasomirgott, den Babenberger, zum Rücktritt und zum Verzicht auf Baiern zu vermögen. Dafür verwechselte derselbe die bisherige Markgrafschaft Oesterreich in ein von Baiern unabhängiges Herzogthum, welches auch das Land ob der Enns bis Passau in sich begriff, und dem nachgiebigen Fürsten, mit großen Privilegien, wie sie damals kein anderer Reichstand hatte, zu Lehen ertheilt wurde. Die Erblichkeit sollte sich im Hause der Babenberger auch auf die weibliche Linie erstrecken; der Herzog sollte nur auf den vom Kaiser selbst berufenen Versammlungen zu erscheinen verbunden sein; er sollte, als des Reiches Schild, dem Kaiser immer zur rechten Seite sitzen. Wien wurde Hauptstadt des neuen Herzogthums; Heinrich der Löwe, der Gründer der nachher so berühmten Stadt München, erhielt Baiern, und damit den Beweis, daß der Kaiser von kleinlichem Reide weit entfernt, der Vergrößerung des welfischen Hauses nicht entgegen war, daß er sich mit demselben zu befreunden wünschte und auch nicht mißgünstig des Löwen große Eigenschaften betrachtete.

Dem Kaiser war es Ernst mit der Versöhnung zwischen Welfen und Waiblingern; daß später die mühsam zugeheilte Wunde wieder aufbrach, das lag vorzüglich im Drange und in der Verwickelung der Umstände, war aber zunächst Heinrichs Schuld.

Auf dem Würzburger Reichstage suchte der unglückliche Herzog von Polen, Wladislaw, beim Kaiser Hilfe gegen seine Brüder, welche ihn vertrieben hatten. Friedrich nahm sich des Bedrängten an. Er wollte zugleich die Oberherrschaft des deutschen Reiches über Polen wieder feststellen, zog daher 1157 mit Heereemacht über die Oder und drang bis in die Nähe von Posen vor. Der erschreckte Boleslaw, gegen welchen der Zug gerichtet war, suchte Frieden; er mußte versprechen, in bloßen Füßen, das entblößte Schwert am Halse hängend, vor dem Kaiser zu erscheinen, und diesen fustfällig um Verzeihung zu bitten. Er sollte auch den Lehenseid leisten, schwören, daß er seinen Bruder nicht dem römischen Reiche zum Schimpf vertrieben habe, daß er auf dem nächsten Reichstage zu Magdeburg erscheinen, dreitausend Reissige zum nächsten italienischen Zuge stellen und beträchtliche Geldsummen erlegen wolle. Im folgenden Jahre suchte dann König Waldemar von Dänemark um Bestätigung der auf ihn gefallenen Wahl und des Kaisers Belehnung nach; Stephan von Ungarn bat um Hilfe gegen seinen Bruder Geisa, und Herzog Wladislaw von Böhmen empfing aus Friedrichs Händen die Königskrone. Auch aus Apulien waren Vertriebene erschienen, und hatten um Schutz gegen den tyrannischen König Roger nachgesucht.

Während Friedrich auf solche Weise segensreich in Deutschland waltete und den Ruhm unseres Volkes und der deutschen Krone nach aussen mit strahlendem Glanze umgab, dachte er auch darauf, die Rechte des Reiches in Italien wieder geltend zu machen. Die Hoheitsrechte unserer Könige über dieses Land ließen sich geschichtlich nachweisen, dieselben waren aber von den früheren Kaisern nur selten mit Nachdruck geltend gemacht worden, und viele Städte, namentlich in Lombardien, hatten diesen Umstand benutzt, um sich Regalien anzumessen, die offenbar nicht ihnen, sondern dem deutschen Kaiser nachweislich zustanden. Friedrich war kein Feind der städtischen Freiheit und Entwicklung, und wie er so oft bethätigte, ganz bestimmt weit entfernt, dieselbe zu unterdrücken. Aber er wollte Ruhe und Ordnung in seinem Reiche, und wie er in Deutschland die Raubschlösser brach und die Stegreifritter mit dem Tode bestrafte, so mochte er auch in Italien nicht dulden, daß die stärkeren Städte auf die schwächeren Gemeinwesen drückten und dieselben ihrer Rechte beraubten. Es hat sich in dem langen, blutigen Kampfe, welchen er mit den lombardischen Städten führte, nicht darum gehandelt, in diesen Städten die innere Freiheit zu untergraben oder auch nur dieselbe wesentlich zu verkürzen, sondern einfach um Wahrung und Geltendmachung altergebrachter und wohlbegründeter Rechte des deutschen Reiches. Die ghibellinisch gesinnten, das heißt dem Kaiser und Reiche getreuen, Städte erfreueten sich eines nicht geringern Maßes bürgerlicher Freiheit als die guelfischen. Aber diese letzteren waren den Kaisern bei ihren Römerfahrten stets hemmend in den Weg getreten, ja hatten sich schnöden Hohns gegen dieselben erfrecht. Nach den Begriffen jener Zeit aber hing die Macht des deutschen Reiches wesentlich mit von dem Ansehen ab, welches die Kaiser in Italien ausübten.

Als Friedrich eben Vorbereitungen traf, nach Italien zu ziehen, um in Rom die Kaiserkrone zu erwerben, waren 1153 auf dem Reichstage zu Constanz zwei Bürger der lombardischen Stadt Lodi, Kreuze in den Händen haltend, erschienen, hatten weinend des Kaisers Knie umklammert und um Gerechtigkeit und Schutz gegen das übermüthige Mailand gebeten. Einer dieser Männer, Albernardo Mamano, welcher der deutschen Sprache mächtig war, rief: „Wir armen Bürger aus Lodi klagen vor Gott, vor Euch und Euerm ganzen Hofe, über die Mailänder, weil sie uns und unsere Mitbürger vertrieben, Weiber und Männer ausgeplündert, viele getödtet und unsere Stadt gänzlich zerstört haben. Sie hindern uns, wieder beisammen zu wohnen,

zwingen uns, vereinzelt zu haufen. Seit zwei und vierzig Jahren dulden wir ihr drückendes Joch; in sechs Zwingburgen vertheilt, müssen wir den habfüchtigen Herren fröhnen, Kerker, Folter und alle Schmach leiden.“ Alamano begründete diese Klagen ausführlicher und erzählte weiter, daß Vene einem lodesanischen Marktstücken die Marktgerechtigkeit entzogen, und damit die letzte Quelle einer ohnehin nothdürftigen Ernährung erschöpft hätten. Sie baten den König flehentlich, sich bei den Mailändern um Wiederherstellung jener Marktfreiheit zu verwenden. Darauf schickte Friedrich den Ritter Schwickert von Aspemont mit einem Schreiben an die Mailänder, um die Fürbitte zu unterstützen; aber so geknechtet waren die Lodesaner, daß sie erschrakten, als der heimkehrende Alamano die Kunde mitbrachte, der Kaiser wolle sich für sie verwenden; sie befürchteten, von ihren rachfüchtigen und grausamen Gegnern getödtet, oder mindestens doch vertrieben zu werden. Ja sie fleheten, Schwickert möge das kaiserliche Schreiben in Mailand gar nicht abgeben, sondern in Vodi bis zu einer geeigneten Zeit zurückschaffen. Aber der königliche Bote entledigte sich seines Auftrags und übergab den Brief. Die mailändische Bürgerversammlung gerieth über das nur Gewähr billiger Forderungen und Versöhnung bezweckende Verlangen des Kaisers in eine wilde Wuth; das königliche Schreiben wurde von den Rathsheisern zerrissen, das Siegel mit Füßen getreten, Friedrichs Bildniß verhöhnt, und dem Boten selbst drohete Lebensgefahr. Ueber diese Beleidigung gerieth der Kaiser in bitterm Zorn; er beschloß, die ihm angethane Schmach zu rächen. Das war zunächst der Anfang der italienischen Kriege.

Im Oktober des Jahres 1154 versammelte der Kaiser sein Heer auf dem Lechfelde bei Augsburg, und zog über Verona nach der ronalischen Ebene bei Piacenza, wo er, altem Herkommen gemäß, den königlichen Schild an einem hohen Pfahle befestigen und durch einen Herold die höheren Lehensträger auffordern ließ, in der nächsten Nacht beim könige Wacht zu halten.

Es kam nun darauf an, die Rechte näher zu bestimmen, welche dem deutschen König in Italien zuständen, von denen manche unbestimmt waren. Unbestritten war übrigens, daß der König unmittelbare Lehen vergeben, Lehensträger versammeln, auf Reichstagen allgemeine Gesetze geben konnte, versteht sich nur mit Zustimmung der Versammlung, Richter und Notare ernennen, und die Verpflegung seiner Heere verlangen konnte. Das alles beweist deutlich, daß dem Kaiser die Hoheit zustand. Diese Rechte waren aber theilweise in Vergessenheit gerathen oder von den deutschen Königen nicht

mehr geltend gemacht worden, weil seit Heinrich dem Vierten keiner derselben ein dauerndes Augenmerk auf Italien gerichtet hielt. In dieser Zeit hatten besonders in der Lombardei die Städte sich so mächtig gehoben, daß sie Kraft genug zu haben glaubten, es im Kampfe mit dem Beherrscher Deutschlands wohl aufnehmen zu können. Die einzelnen Städte jedoch, mit denen sich auch die Adelligen verbündet hatten, lagen mit einander in ununterbrochenen Fehden, sie bildeten zwei einander feindlich gegenüberstehende Heereslager, und selten hat zu irgend einer andern Zeit die Parteiwuth eine so furchtbare Höhe erreicht, zu solcher Erbitterung und zu so entsetzlichen Grausamkeiten geführt, wie damals in Italien. Mailand stritt gegen Como und Vodi, Parma gegen Reggio, Bologna gegen Imola und Modena, Pavia gegen Tortona, — es war wie ein Kampf Aller gegen Alle, durch welchen sich eine ununterbrochene Kette von List, Treulosigkeit, Verrath und allen schlechten Leidenschaften hindurchzieht, während andererseits aber auch vielfach ein Bürgersinn sich entfaltete, dem Lob und hoher Preis gebührt. Mit Recht warfen die Deutschen den Lombarden vor: „Ihr übt unter dem Namen der Freiheit bloße Willkür; ihr rühmt Euch, als höher Gebildete unter den Gesezen zu leben und befolgt doch kein einziges, Ihr redet von Eurer eigenen Unabhängigkeit und trachtet begierig nach der Herrschaft über Andere. Selbst wenn der deutsche König nicht von Rechtswegen Euer oberster Schiedsrichter wäre, so bedürftet Ihr eines solchen, damit der grimmige und zerstörende Haß, mit welchem Ihr Euch selbst zerfleischt, ein Ende nehme. Die deutschen Könige waren immer mild gegen Euch, wo Ihr nicht durch Verweigerung des Gehorsams und selbst der billigsten Anforderungen Härte geflissentlich hervorriefet.“ Wie gegründet diese Beschuldigungen waren, zeigte sich, als Friedrich mit seinem Heere von der ronalischen Ebene wieder aufbrach. Die mailändischen Führer leiteten dasselbe in eine verwüstete Gegend, wo es an Lebensmitteln fehlte, und gedachten, es so durch Hunger zu vernichten; doch wollte oder konnte Friedrich jetzt für diese Treulosigkeit keine Rache nehmen, er zog vielmehr gegen das mit Mailand verbündete Tortona, zerstörte dasselbe nach zweimonatlicher Belagerung, und begab sich dann nach Pavia, der alten Hauptstadt Lombardiens, wo der Bischof ihm die eiserne Krone Italiens auf das Haupt setzte.

Von Pavia eilte nun Friedrich nach Rom, wo damals Hadrian der Vierte auf dem päpstlichen Stuhle saß. Derselbe war eben in einen bösen Streit mit den Römern selbst verwickelt, und in große Verlegenheit gerathen, als sie von ihm verlangten, er solle aller weltlichen

Herrschaft in der Stadt entfagen. Ja, er hatte sich genöthigt gesehen, dieselbe flüchtig zu verlassen, Rom dafür mit dem Interdikt bestraft und Arnold von Brescia, einen Schüler Abälards, mit dem Banne belegt. Dieser Mann gehörte zu jenen Reformatoren, welche um Jahrhunderte zu früh oder zu spät kommen, und daher gewöhnlich das Streben, ihre hohen Ideale zu verwirklichen, mit dem Leben büßen. Arnold predigte mit Eifer und Ueberzeugungstreue gegen die Verfälschung der christlichen Lehre, welche er den Geistlichen Schuld gab, gegen die verdorbenen Sitten und mannigfachen Uebergrieffe dieser letzteren; er bemühte sich, aus der Schrift zu beweisen, daß kein Geistlicher oder Mönch Eigenthum, kein Bischof Lehen besitzen dürfe, weil irdisches Gut sie zu unnützem Glanze verleite. Die Geistlichen erklärten deshalb seine Lehre für eine kezerische, und auf Kirchenraub berechnete, und der Papst wollte ihn um jeden Preis vernichten. Während nun Arnold unter den Römern großen Anhang fand, glaubte er auch dem Kaiser entgegentreten zu müssen, dessen Einfluß er gleichfalls beschränkt wissen wollte, da die ewige Stadt ihre Weltherrschaft nicht durch den Willen eines Einzelnen erlangt habe, sondern durch die Weisheit des Senats und durch die Kühnheit und Festigkeit des Volkes. Die Römer jener Zeit, Zwerge auf den Trümmern einer Riesenwelt, wußten jedoch den kühnen Mann, der sich in seinen Mitteln verrechnet hatte, nicht zu schätzen, denn derselbe Senat, von welchem Arnold Wiederbelebung des Freistaates hoffte, willigte in seine Verbannung; er mußte fliehen, und wurde vom Kaiser dem Papste ausgeliefert, welcher ihn ohne Zeitverlust dem Scheiterhaufen überantwortete.

Der Papst hatte Arnold als Kezer und als Verbrecher gegen die Kirche verfolgt, und die Auslieferung desselben vom Schirmvogte der Kirche, was der Kaiser in der That war, verlangt. Diese Nachgiebigkeit, welche man später dem Rothbart als großen politischen Fehler, ja als Verbrechen, angerechnet hat, wurde in jener Zeit wohl nicht als ein solches betrachtet, und vielfach ist, um diese uns allerdings in hohem Grade gehässig erscheinende Handlung zu erklären, darauf hingedeutet worden, daß Arnold dem Kaiser als ein Mann von geringer Bedeutung erschienen sei, als einer jener meuterischen Italiener, wie sie damals auf Seiten beider Parteien so häufig waren. Schwerlich hat er die Wichtigkeit, welche dieser kühne Redner für ihn hätte erlangen können, zu würdigen gewußt. Wenn es ihm aber vergönnt gewesen wäre, einen Blick in die Zukunft zu thun, und voraus zu wissen, in welche Verwickelungen er mit den Päpsten wegen der von ihnen

erhobenen Ansprüche gerathen würde, dann hätte er zuverlässig einen Schritt unterlassen, der ihm immerhin zum Vorwurf gereicht und einen tiefen Schatten auf seinen sonst so hell strahlenden Ruhm wirft.

Der Papst belohnte auch jene Willfährigkeit keineswegs mit Freundlichkeit. Als er in das kaiserliche Lager kam, war ihm der Kaiser entgegen gegangen, hatte dem vom Rosse Steigenden den Bügel gehalten, und ihn an der Hand ins Zelt geführt. Der Papst behauptete nun, dadurch entehrt zu sein, daß Friedrich den linken statt des rechten Steigbügels gehalten habe! Der Kaiser erwiderte, daß allein Mangel an genauer Kenntniß jenes Brauches dieses Versehen herbeigeführt habe; er sei des Bügelhaltens nicht gewohnt. Auch dieses genügte dem Papste nicht; ohne Friedenskuß verließ er das Lager, und dieses geringfügigen Umstandes halber wäre beinahe schon jetzt Spaltung zwischen Kirche und Reich entstanden. Friedrich bewieserte indes seinen gerechten Zorn; er hielt dem Papste den rechten Steigbügel, aber erst nachdem die zu Rath versammelten deutschen Fürsten nachgewiesen, daß auch Kaiser Lothar dem Papste Innocenz ein Gleiches gethan, und andere seiner Vorfahren „aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus“ es gleichfalls so gehalten.

Kaum war dieser Zwist beigelegt, so gerieth Friedrich in ein Zerwürfniß mit den Römern, welche ihn durch Uebermuth erbitterten. In dem unfruchtbaren Andenken an Roms vorige, längst dahin geschwundene, Größe sich gefallen, und ihre Stellung einem deutschen Könige gegenüber völlig verkennend, schickten sie demselben Gesandte entgegen, welche mit schwülstigen Worten ihm andeuteten, daß er zuvor ihre Einwilligung nachzusuchen habe, wenn er gekrönt sein wolle; daß er ferner alte Gewohnheiten und neue Einrichtungen der Stadt anzuerkennen habe, Sicherheit stellen müsse, daß durch Barbarenwuth keines ihrer Rechte verletzt werde, daß er endlich fünftausend Pfund Silber zu erlegen, über alles dieses Urkunden auszustellen und einen Eid zu leisten habe. Alsdann werde ihm das Volk vom Kapitol zuzuschützen! Bis dahin hatte der Kaiser diese Reden angehört, als aber die Gesandten weiter fortfahren wollten, unterbrach er sie zornig und rief: „Ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß in Euren Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit zu finden ist, daß sie vielmehr angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Annahmung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Roms; denn nur zu wahr sagte schon jener alte Römer, daß aus diesem Staate die Tugend gewichen sei; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen auf die Deutschen, son-

dern auch die Tugenden sind es. Bei uns ist Zucht und Gehorsam, ausharrender Muth, ruhige Ueberlegung, Treue und Redlichkeit, bei Euch nur Ungehorsam und Willkür, Hochmuth und Wankelmuth, unbesonnene Tollkühnheit und leeres Spiel mit Worten und Eiden. Darum regieren Euch deutsche Könige, darum rathschlagen für Euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für Euch deutsche Ritter. Ich komme nicht, um von Euch zu empfangen, sondern Euch zu retten von inneren und äusseren Zwisten; ich komme wie ein Starcker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entneroten. Sind Eure Forderungen ungerecht, so werden keine Worte mich täuschen; sind sie gerecht, so bedarf es keiner belehrenden Weisungen, denn ich schütze den Geringsten, um wie viel mehr also die Hauptstadt meines Reiches. Ihr fordert, daß ich mein Eigenthum erkaufe; bin ich denn etwa Euer Gefangener, daß ich mich mit Geld löse?" In dieser Weise sprach Friedrich noch weiter, zog darauf in Rom ein, ließ sich am 18. Juni 1155 zum Kaiser krönen, und schlug, besonders mit Hülfe Heinrichs des Löwen, die erbitterten Römer, welche ihn überfielen, aufs Haupt.

Der Zweck seines ersten Römerzuges war demnach erfüllt; er hatte auch den widerspenstigen italienischen Städten seine Macht gezeigt, und kehrte daher nach Deutschland zurück, ohne die Anrechte des Reiches auf Unteritalien für jetzt geltend machen zu können. Auf dem Heimzuge züchtigte er Spoleto, das Steuern in falscher Münze bezahlt hatte, und gelangte mit seinem durch Seuchen ziemlich gelichteten Heere wieder nach Deutschland. Hier waren die Züge nach Italien von jeher unbeliebt, weil sie Jeden, der dem Kaiser folgen mußte, auf lange Zeit seinem Heerde entzogen, weil die schlichten, geraden Deutschen ungern mit den boshaften und hinterlistigen Italienern zu schaffen hatten, und gewöhnlich ansteckende Krankheiten im Heere ausbrachen. Deshalb folgten Ritter und Knechte nur ungern dem Kaiser über die Alpen nach Wälschland, und hierin liegt eine Hauptursache, warum Friedrich sich verhindert sah, so nachdrücklich zu Werke zu gehen, als er wünschte. Seine Streitmacht war nie zahlreich, und der Sitte jenes Jahrhunderts gemäß blieben die einzelnen Lehensmänner nur eine fest bestimmte Zeit lang unter der Fahne; nach abgelaufener Frist zogen sie, unbekümmert um den jedesmaligen Stand der Dinge, wieder in die Heimath. Durch die Abwesenheit des Kaisers litt auch Deutschland; den innern Fehden wurden dadurch Vorschub geleistet, und Friedrichs Gegner warfen ihm Selbstsucht und Vernachlässigung der heimischen Angelegenheiten vor, weil er so häufig nach Italien ziehe, dort so lange verweile, und das Reich im Stiche lasse. Dennoch war

der Einfluß von Friedrichs Persönlichkeit so hervorragend, daß sein Ansehen in Deutschland ungeschwächt blieb, ja von Jahr zu Jahr wuchs.

Je höher aber des Kaisers Einfluß stieg, um so besorgter wurde der Papst für den seinigen, und arbeitete daher Friedrich auf alle Weise entgegen. In den Normannen Unteritaliens und in den oberitalienischen Städten suchte und fand er Verbündete gegen den Kaiser, mit dem er bald in bittere Zwistigkeiten gerieth. Grund zur Feindschaft war leicht gefunden. Ein schwedischer Erzbischof war auf der Rückreise von Rom in Burgund von einigen Rittern ausgeplündert worden, und diese hatte der Kaiser nicht so schnell bestraft, als der Papst gewünscht. Deshalb schickte er zwei Legaten an Friedrich, als dieser eben zu Besançon Reichstag hielt. In dem salbungsvollen Schreiben, welches sie überreichten, steckte Uebermuth und Zweideutigkeit; dem Kaiser wurde „Nachlässigkeit“ vorgeworfen, und unter andern gesagt: „Es gereut mich nicht, deine Wünsche überall erfüllt zu haben; sondern wenn du, was freilich unmöglich ist, noch größere Wohlthaten (beneficia) aus meiner Hand erhalten hättest, so würde es mich freuen“ u. s. w. Die Fürsten waren erbittert über des Papstes Anmaßung; sie glaubten ausserdem, das Wort Beneficium, welches eben so gut Lehen als Wohlthat bedeutet, sei von ihm geflissentlich gebraucht, um anzudeuten, daß der Kaiser die Krone vom Papste zu Lehen empfangen habe. Auf die dem Kardinal Roland deshalb gemachten Vorstellungen erwiederte dieser, der nachher als Alexander der Dritte Papst wurde, höchst übermüthig: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Da sprang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, den diese freche Rede aufs Aeusserste empörte, gegen den Kardinal ein, und würde ihm den Schädel zerschmettert haben, wenn er nicht vom Kaiser zurückgehalten worden wäre. Die beiden Legaten aber erhielten die Weisung, unverzüglich und auf geradem Wege nach Rom zurückzukehren. Später erklärte freilich der Papst, er habe mit jenem Worte nur „Wohlthaten“ gemeint, aber die Erbitterung war einmal vorhanden, eine Handhabe zum Streite ohnehin längst gefunden, und die Spannung zwischen beiden Theilen so groß, daß der Bogen brechen mußte.

Friedrichs zweiter Zug nach Italien galt übrigens vorzugsweise den widerspenstigen Lombarden. Mailand wurde belagert, und mußte, weil der Hunger in seinen Mauern wüthete, um Gnade flehen. Die Bürger zogen, mit Stricken um den Hals, aus der Stadt, warfen sich dem Kaiser zu Füßen, und gaben ihr Leben in seine Hand. Nachdem der Kaiser auf diese Art

seine erbitterte Feindin gedemüthigt und Geißeln von ihr empfangen hatte, zog er wieder auf die ronalische Ebene, um einen Reichstag zu halten. Hier sollten endlich von vier berühmten Rechtsgelehrten aus Bologna und acht und zwanzig Abgeordneten aus italienischen Städten die Rechte festgestellt werden, auf welche der Kaiser in Italien Anspruch zu machen habe. Diese zwei und dreißig Männer zeigten große Vorliebe für das alte römische Recht. Sie wandten viele Bestimmungen desselben, welche auf die alten Imperatoren freilich gepaßt, nun auf die deutschen Kaiser an, und sprachen den letzteren ausgedehnte Befugnisse zu, — mehr als sich nach damaligen Zeitbegriffen mit der Freiheit vereinbaren ließ; so zum Beispiel erklärten sie, daß der Kaiser die städtischen Obrigkeiten zu ernennen berechtigt sei. Die Städte beschworen, wiewohl ungern, was auf dem Reichstage verabshiedet worden war.

Aber bald überzeugten sie sich, wie groß der Fehler gewesen, welchen ihre Bevollmächtigten sich hatten zu Schulden kommen lassen, und der Papst war es, der ihren Unmuth darüber in aller Weise noch steigerte. Traten die Beschlüsse von Nonkalia wirklich in ihrem ganzen Umfange in Kraft, so war des Kaisers Macht in Italien für immer gesichert. Hadrian protestirte auch gegen die Verleihung der mathildischen Erbschaft an Welf den Sechsten von Altorf, wozu, seiner Behauptung nach, Friedrich nicht berechtigt war. Es kam darüber zwischen Papst und Kaiser zu einem Briefwechsel, dessen Sprache immer bitterer wurde, und Hadrian ging so weit, in einem Erlasse an die deutschen Bischöfe Friedrich einen Fuchs zu nennen, einen Rebellen gegen Gott, und wahren Heiden! Und doch handelte es sich in diesem Streite nur um sehr irdische Dinge. Inzwischen hatten die über ihre Demüthigung erbitterten Mailänder andere Städte gegen die Deutschen aufgereizt, namentlich Crema, das von Friedrich sieben Monate lang eine Belagerung aushielt, die überreich an den gräßlichsten Vorfällen ist und wohl am deutlichsten zeigt, welche furchtbare Höhe der Haß damals erreicht hatte. Auf beiden Seiten wurde mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen Fangball gespielt, Deutsche wurden von den Cremensern auf der Mauer in einzelne Stücke zerrissen; dafür ließ Friedrich Geißeln aufknüpfen, und Cremenser an den gegen die Stadt gerichteten Kriegswerkzeugen festbinden, damit sie von ihren eigenen Mitbürgern erschossen würden. Hingegen ermordeten jene alle in ihrer Gewalt befindlichen Gefangene, und zogen dem Ritter Bertold von Urach die Haut vom Kopfe, um einen Helm damit zu zieren. Endlich mußte Crema sich ergeben. Der auch durch Mordversuche, welche von

Mailändern gegen ihn angezettelt worden waren, hocherbitterte Friedrich, war dennoch so mild, den zwanzigtausend Bewohnern Cremas freien Abzug und an Gütern so viel zu erlauben, als jeder zu tragen vermochte. Die Stadt aber sollte von Grund aus zerstört werden, und wurde nachdem sie geplündert und in Brand gesteckt worden war, von Italienern aus Vodi und Cremona fast der Erde gleich gemacht.

Inzwischen verwickelten sich die Verhältnisse immer mehr. Nach Hadrians Tode, im September 1159, wurden zwei Päpste auf einmal gewählt, Victor der Vierte von der kaiserlichen und Alexander der Dritte von der Gegenpartei. Eine von Friedrich berufene Kirchenversammlung erkannte jenen für rechtmäßig gewählt; dagegen that dieser den Kaiser in den Bann und wurde von Frankreich und England für den wahren Papst betrachtet. Er ging aber nach Frankreich, während der Kaiser Mailand belagerte und hoch und theuer schwor, nicht eher die Krone wieder auf das Haupt zu setzen, als bis er es erobert habe. Am 1. März 1162 unterwarf sich die stolze Stadt auf Gnade und Ungnade; das Volk, in hundert Schaaren getheilt, mußte barfuß, abermals mit Stricken um den Hals, das Haupt mit Asche bestreut, und Kreuze in der Hand haltend, vor dem zürnenden Sieger erscheinen; das Carrocio, der Wagen auf welchem Mailands Banner wehete, wurde zertrümmert. Allen wurde zwar das Leben geschenkt, die Stadt jedoch von den Lodensern, Cremensern, den Männern aus Como, Pavia und anderen ghibellinischen Städten zerstört; Kunstdenkmäler und Kirchen blieben indessen auf des Kaisers Befehl verschont.

In Deutschland, wohin dann Friedrich über Burgund zurückgekehrt war, hielt er ein schweres Strafgericht über die Mainzer, welche ihren Erzbischof Arnold ermordet hatten. Im Herbst 1163 ging er dann abermals nach Italien, 1165 hielt er einen Reichstag zu Würzburg und später einen solchen zu Nürnberg, auf welchem ein neuer Zug nach Italien beschlossen wurde, wo inzwischen wieder mehrere Städte Bündnisse gegen den Kaiser geschlossen hatten, dessen Beamten sich schwere Bedrückungen erlaubten. Im Julius 1167 vertrieb er Alexander den Dritten aus Rom, und ging, nachdem er einen neuen Gegenpapst, Paschalis den Dritten, in den Besitz der Stadt gesetzt hatte, nach Pavia. Friedrich war diesmal ohne bedeutende Heeresmacht, und die fester als je verbündeten Städte glaubten diesen günstigen Zeitpunkt benutzen zu müssen, um den Kaiser zu demüthigen und ihm die Rechte abzudringen, nach denen sie schon lange vergeblich gestrebt. Sie besetzten die aus Italien nach Deutschland führenden

Alpenpässe, um ihm den Rückzug unmöglich zu machen. In so große Bedrängniß war er gerathen, daß er sich zur Flucht entschließen mußte. Mit Mühe und Noth, nachdem er mehrere Geiseln am Wege hatte aufknüpfen und erklären lassen, daß allen übrigen ein gleiches Schicksal bevorstehe, wenn seine Feinde nicht von der Verfolgung abständen, gelangte er nach Susa. Die Bürger dieser Stadt drangen in ihn, alle noch in seinen Händen befindliche Geiseln in Italien zurückzulassen, und beschloßen, als die Forderung ungewährt blieb, ihn zu ermorden. Doch der Plan ward verrathen; ein Ritter, Hermann von Siebeneichen, legte sich in das Bett, welches der Kaiser heimlich räumte, um mit fünf Begleitern bei Nacht und Nebel zu entfliehen. Fast allein und von Allem entblößt erschien der stolze Hohenstaufe auf deutschem Boden. Die Italiener frohlockten; der Papst und die Lombarden waren Sieger geblieben, die Anstrengungen so vieler Jahre mit einem Male verloren; und Friedrich zum Troß baueten die Italiener eine feste Stadt, welche sie dem Papste zu Ehren Alessandria nannten.

Friedrich verweilte seitdem beinahe volle sieben Jahre in Deutschland, wo er in großartiger Weise waltete, die Ordnung im Innern herstellte und aufrecht erhielt, und den deutschen Einfluß auf Polen und Böhmen wieder geltend machte. Während seiner Abwesenheit hatten die Fürsten des nördlichen Deutschlands sich gegen Heinrich den Löwen erhoben, der seine stets wachsende Macht in einer für die Nachbarn drückenden, und häufig auch beleidigenden Weise geltend machte. Er besaß Sachsen und Baiern, hatte in Friesland und dem Slawenlande Eroberungen gemacht, und seine Besitzungen gaben jenen des Kaisers an Umfang nichts nach. Damals wurden in Niedersachsen folgende Verse volksmäßig und gingen von Mund zu Mund:

Hinrik der Lauwe und Albert de Bore,
In Kaiser Frederik mit sine roten Bore,
Dat sind drei Heren,
De künnt de Werld verfehren;

das heißt, sie sind so gewaltige Männer, daß sie die ganze Welt in Furcht und Schrecken setzen können. Heinrich war ohne Zweifel ein großer Mann, tapfer, umsichtig, kühn, aber seine Zeitgenossen werfen ihm Geiz, Untreue, Habsucht, und ungemessenen Dünkel vor. Sie beschuldigen ihn ferner der Treulosigkeit, und wenn man auch annimmt, daß diese Urtheile, als theilweise von seinen Feinden ausgehend, zu schroff sein mögen, so bleibt doch in jedem Falle gewiß, daß Heinrich sich Manches erlaubte, was in keiner Weise gerechtfertigt werden kann. Als der Kaiser abwesend war, bildeten die niederdeutschen Fürsten und Bischöfe einen Bund gegen Heinrich

und befehdeten ihn; Friedrich aber befohl nach seiner Rückkehr, den Besitzstand wieder so herzustellen, wie derselbe vor dem Ausbruch der Fehde gewesen sei. Heinrich wandte sich nun gegen die Slawen, ließ das neubezwungene Land durch deutsche und flamändische Ansiedler anbauen, und erweiterte auch in dieser Richtung seine Macht.

Zu gleicher Zeit wußte auch Friedrich die Besitzungen seines Hauses zu mehren. Sein ältester Sohn Heinrich wurde zum römischen König erwählt, der zweite, Friedrich, erhielt das Herzogthum Schwaben und die Güter des alten Welfs. Dieser nämlich, früher ein Freund Alexanders des Dritten und Gegner des Kaisers, hatte nach dem Ableben seines Sohnes sich dem Rothbart genähert; er hielt in Memmingen lustigen Hof, war gastfrei gegen alle Ritter, die aus nah und fern herangezogen kamen, gerieth in Schulden und wandte sich an seines Bruders Sohn, den reichen Heinrich den Löwen, um Darlehen, welche dieser verweigerte. Dagegen zeigte sich Kaiser Friedrich, seiner Schwester Sohn, freigebiger. Als nun der alte Welf sich dem Tode nahe fühlte, setzte er nicht Heinrich, sondern den Kaiser zum Erben seiner Besitzungen ein. Darüber grollte der Löwe; seitdem wohnte Haß und Erbitterung gegen den glücklichen Hohenstaufen in seiner Seele, und er hat dem Grolle Luft gemacht und sich dem Kaiser feindlich gezeigt, als derselbe sich in Italien in der größten Noth befand.

In diesem Lande wurde seit Friedrichs Flucht das kaiserliche Ansehen kaum noch beachtet, und die ghibellinische Partei war entmuthigt. Nach des Gegenpapstes Paschalis Tode hatte sie indessen Kalixtus den Dritten gewählt, während die Lombarden immer mächtiger wurden, in anderen Gegenden aber die einzelnen Städte sich ohne Unterlaß befehdeten. So standen Pisa und Genua, Rom und Albano, Bologna und Faenza und andere mehr, sich feindlich gegenüber, und die Bemühungen des von Friedrich nach Italien geschickten Erzbischofs Christian von Mainz, die Streitigkeiten zu schlichten, blieben meist erfolglos. Da trat Friedrich im Herbst 1174 einen neuen Zug über die Alpen an, um die Lombarden zu züchtigen, und seine frühere Niederlage zu rächen. Er belagerte Alessandria, allein vergeblich; ein letzter und entscheidender Sturm wurde abgeschlagen. Der Kaiser sah sich genöthigt, einen Waffenstillstand zu schließen und Unterhandlungen anzuknüpfen, welche zu keinem Ziele führten. In derselben Zeit war ein großer Theil des deutschen Heeres in die Heimath zurückgekehrt. Friedrich befand sich seinen Feinden gegenüber in der bedrängtesten Lage; und seine letzte Hoffnung hatte er jetzt, wo

so vieles, und namentlich auch des Reiches Ansehen und Würde auf dem Spiele stand, auf Hülfe und Zuzug aus Deutschland gebaut. Er erließ Schreiben über Schreiben dorthin; manche Fürsten, die Noth begreifend, rüsteten sich, dem Kaiser zu Hülfe zu ziehen, aber der Mann, auf welchen er am meisten zählte, Heinrich der Löwe, verweigerte allen Beistand. Er hatte die Erbschaft Welfs, die ihm entgangen war, und welche er doch durch seine Kargheit selbst verschert, nicht vergessen; aber er schämte sich, diesen Grund für seine Weigerung und seine Untreue am Kaiser geltend zu machen, und schüzte, obwohl er damals erst sechsundvierzig Jahre zählte, sein hohes Alter vor, das angeblich ihn, den von jeher streitbaren Mann, unfähig mache, die Beschwerden eines Kriegszuges zu ertragen! Auch wandte er vor, daß der Bann, welchen Papst Alexander gegen Friedrich geschleudert, ihm verbiete, die geforderte Hülfe zu leisten; und doch hatte er, ohne sich um diesen Bann zu kümmern, sechszehn Jahre lang dem Kaiser Beistand geleistet!

In Deutschland erregte sein Benehmen so allgemeine Mißbilligung und wurde so unerklärlich gefunden, daß die Behauptung, der als geldsüchtig bekannte Heinrich sei von den Lombarden bestochen worden, damals von Vielen geglaubt wurde, und daß Ritter austraten, die sich erboten, solche Beschuldigung durch Zweikampf zu erweisen. Der Kaiser gedachte seinen alten Freund und Verwandten bei einer persönlichen Zusammenkunft, (nach Einigen zu Partenkirch in Baiern, nach Anderen zu Cläfen — Chiavenna — am Comer-See) umstimmen zu können; er erinnerte ihn an die Bande des Blutes, durch welches Beide verknüpft seyen, und rief dann aus: „Jetzt nur, in dieser Noth unterstütze mich, deinen Herrn, Vetter und Freund, und sei überzeugt, daß Du mich künftig zu Allem was Du verlangst, bereit und willig finden wirst.“ Heinrich aber blieb taub gegen dieses Flehen, er versprach nur, gegen Länderabtretungen in Deutschland, einige Geldbeihülfe. Da glaubte Friedrich ein letztes Mittel werde den starren Sinn des Löwen ändern; er stieg von seinem Sitze und umfaßte stehend Heinrichs Knie. Da rief ein Ritter Heinrichs, Jordanus Truchseß: „Herr, nehmt die Krone auf, die zu Euren Füßen liegt, sie wird bald Euer Haupt schmücken.“ Die Kaiserin aber trat mit hoher weiblicher Würde zu Friedrich heran und sprach: „Stehe auf, lieber Herr, Gott wird Dir Hülfe leisten, wenn Du einst dieses Tages und dieses Hochmuthes gedenkst.“ Da erhob sich der Kaiser und der Herzog ritt von dannen.

Anderer Fürsten dagegen führten ihm Hülfsvolk zu. Zwar sein Herz war bekümmert, aber sein Muth

nicht gebeugt, und er beschloß jetzt endlich eine entscheidende Schlacht gegen die verbündeten Lombarden zu wagen. Ihre Streitmacht war, da Heinrichs des Löwen Zuzug und Hülfe fehlte, der Seinigen überlegen. Dennoch griff er sie am 29. Mai des Jahres 1176 bei Legnano an; er drang selbst bis tief ins Kampfgewühl, und sein eigener Bannerträger fiel; aber durch den verzweifeltsten Widerstand der Italiener, ihre überlegene Zahl und das Hervorbrechen eines Hinterhalte, welchen die Brescianer gelegt hatten, ging die Schlacht verloren. Das ganze Lager, sammt allen Vorräthen, fiel in die Hände der Sieger, und den Kaiser selbst glaubte man erschlagen, bis er endlich in Pavia wieder zum Vorschein kam. So groß war jedoch die Achtung vor seiner Persönlichkeit, und so sehr fürchteten die Lombarden seine Willenskraft, daß sie selbst nach einer so vollständigen Niederlage, welche sie ihrem Gegner beigebracht, die Frage aufwarfen: ob auch wohl etwas Nachhaltiges gewonnen sei, da Friedrich ja noch lebe. —

In seiner Bedrängniß näherte sich endlich der Kaiser dem Papste; dieser erklärte sich geneigt, den langen Zwist zu beendigen, denn auch die Lombarden fingen an, seiner Macht gefährlich zu werden. In Venedig trafen Beide zusammen; Alexander gab dem Kaiser den Friedenskuß und den Segen, und am 1. August 1177 vereinbarte man sich über einen Frieden, der dem Kaiser keineswegs nachtheilig war. Mit den Lombarden schloß er auf sechs Jahre Waffenstillstand.

Während dieses in Italien sich begab, war Heinrich der Löwe, obwohl er sich selbst für unfähig zum Kampfe erklärt hatte, in Pommern mit den Slawen im Kriege begriffen. Friedrichs Friedensschluß mit dem Papste und den Lombarden überraschte ihn unangenehm. Jetzt kehrte der Kaiser zurück, um den Ungehorsam und Trog seines mächtigsten Vasallen zu strafen. Heinrich bat König Waldemar von Dänemark um Beistand. Dieser aber entgegnete: „Es ist immer schwer gegen den Kaiser kämpfen; es wird unmöglich, wenn auch der Himmel zürnt.“ Heinrich gerieth nämlich zuvörderst in Krieg mit seinen geistlichen Nachbarn von Köln, Halberstadt und Münster, und suchte zugleich Unruhen gegen den Kaiser in Schwaben zu erregen. Auf dem Reichstage zu Speier 1178 wurden von allen Seiten Klagen gegen ihn laut, und der Kaiser entbot ihn nach Worms, auf daß er dort sich rechtfertige. Heinrich erschien nicht, auch einer zweiten Vorladung nach Magdeburg leistete er keine Folge, und wurde daher zum dritten Male, nach Goslar, vorgeladen. Vorher hatten beide Gegner eine persönliche Zusammenkunft in Halbenleben, in welcher Friedrich für erlittenen Schaden

und verweigerte Dienste eine Geldbuße von fünftausend Mark und Unterwerfung unter seinen kaiserlichen Richterspruch verlangte. Diese Bedingungen verwarf Heinrich; er stellte sich auch auf dem Reichstage zu Goslar nicht, und wurde nun von den versammelten Fürsten geächtet und aller seiner Lehen verlustig erklärt. Im folgenden Jahre wurde dieses Urtheil, welches Friedrich nicht gleich vollzog, um seinem Gegner Zeit zum Ueberlegen und Wählen zu lassen, endlich bestätigt. Die Acht zog gesehlich den Verlust der Reichslehen nach sich, und Heinrichs Besitzungen wurden vertheilt. Damals wurde Baiern, welches Otto von Wittelsbach erhielt, ein besonderes Herzogthum. Heinrich hatte sich zwar der Vollziehung des Spruches mit den Waffen widersezt, allein im Jahre 1181 stand er verlassen und allein da, mußte um Gnade bitten, und auf dem Reichstage zu Erfurt erscheinen. Hier warf er sich, — ein Gegenstück zu dem Tage in Partenkirch, — dem Kaiser zu Füßen, der ihn gütig aufhob, weinend umarmte, und zu ihm sprach: „Du bist das eigne Werkzeug meines Falls.“ Der Löwe wurde auf drei Jahre des Reichs verwiesen, und zog im Frühlinge 1182 zu seinem Schwiegervater, König Heinrich dem Zweiten von England.

Friedrich hatte während der früheren Kriege in Italien sich überzeugt, daß die Lombarden das Aeußerste gegen ihn zu wagen entschlossen waren, und der Papst die völlige Unterjochung der Städte nie gutwillig zugeben werde. Er selbst war nun älter und ruhiger Gemüthes geworden, und mochte nicht noch einmal das, was er mit Mühe und Anstrengungen aller Art errungen, dem Kriegsglücke Preis geben. Ungeachtet der in Italien erlittenen Niederlagen blieb er geehrt und gefürchtet, und durfte unter solchen Umständen nicht besorgen, sein Ansehen durch weise Nachgiebigkeit bloßzustellen. Auch den Lombarden war an einer endlichen Beilegung der langen Streitigkeiten gelegen, und da von beiden Seiten guter Wille sich zeigte, so ließen sich auf dem großen Reichstage zu Konstanz, 1183, alle Zwistigkeiten leicht ausgleichen. In dem dort abgeschlossenen Frieden wurde unter Anderm bestimmt, daß alles Vergangene vergeben und vergessen sei; den Städten wurden ihre alten Gerechtsame bestätigt; die streitigen Ansprüche sollten vor geeigneten Behörden untersucht werden. Die Obrigkeiten, so verfügte man weiter, werden von den Bürgern erwählt, aber vom Kaiser mit ihrer Würde belehnt, und leisten ihm, so gut wie die Vasallen, den Leheneid; alle Bürger schwören dem Kaiser den Eid der Treue, welcher alle zehn Jahre erneuert wird. Die Städte dürfen Bündnisse untereinan-

der errichten, sind aber verbunden für den Unterhalt des Kaisers und seines Gefolges zu sorgen. —

Diese Bestimmungen verliehen dem Kaiser allerdings nicht jene ausgedehnten, alle Freiheit vernichtenden Rechte, welche einst von den Doctoren des römischen Rechts auf dem ronalischen Reichstage zum Nachtheil der Städte ihm zugesprochen worden waren; aber sie wahrten doch hinlänglich das Ansehen des Reichs, während sie zugleich den Städten ausgedehnte Befugnisse und die für das Gedeihen jeder Gemeinde so nothwendige Selbstverwaltung ertheilten. Daß der deutsche Kaiser Herr Italiens sei, wurde von keiner Seite bestritten.

Mit dem Abschlusse des konstanzer Friedens scheint dem alten Kaiser eine schwere Last vom Herzen genommen zu sein. Er war wieder heiter und fröhlich geworden; das deutsche Volk liebte und pries ihn, Heinrich der Löwe war in England, mit dem Papste hatte er sich ausgesöhnt; in der Lombardei war sogar das gegen ihn erbaute Alessandria auf seine Seite getreten, und hatte sich selbst eine Zeitlang den Beinamen „Kaiserstadt“, *Cæsarea*, beigelegt. Der Abend seines Lebens ließ sich heiter an, er hatte zuletzt Hoffnung, auch Unteritalien zu erwerben, da er Constantia, die Tochter König Wilhelms des Zweiten von Sicilien, mit seinem Sohne Heinrich in Mailand vermählte. Die Festlichkeiten, welche er hier veranstalten ließ, und zu denen unzählige Ritter aus nahen und fernen Landen herbeiströmten, wurden wegen der dabei entfalteteten Pracht und Freigebigkeit weit und breit gepriesen. Schon zwei Jahre früher, 1184, hatte Friedrich um Pfingsten auch bei Mainz auf freiem Felde ein großes Reichsfest veranstaltet, denn die Stadt vermochte die Zahl der Gäste nicht zu fassen. Sogar aus England, Frankreich, Spanien und den südslawischen Ländern waren viele Fremde deshalb an den Rhein gezogen; es sollen überhaupt an vierzig tausend Ritter bei jenem Feste zugegen gewesen sein, und eine unzählige Menge Volkes aus jeder Gegend Deutschlands. Alle wurden drei Tage lang vom Kaiser herrlich bewirthet, denn Friedrich hatte das ganze deutsche Reich zu Gäste geladen; Könige und Herzoge leisteten dem Rothbart Dienste als Truchsesen, Mundschenken und Marschälle. Er zeigte sich freundlich und mild gegen alle, und der Eindruck, den er auf die Versammelten machte, war tief und nachhaltig. Welch ein Herrscher ließ sich damals unserm Kaiser, welcher ein Reich unserm deutschen gleichstellen! „Mit der Macht, — so ruft der Geschichtschreiber der Hohenstaufen aus, — vereinte sich Tugend und Sitte, und zu den Kriegshelden hatten sich Dichter und Künst-

ler gefest, deren heilige Banwerke und wundervolle Bilder nach Jahrhunderten noch unübertroffen sind, und von einem großen Reichthum des gesammten Lebens, einer bedeutenden Höhe der Entwicklung jener Zeiten zeugen.“ Noch in demselben Jahre war Friedrich zum sechsten Male nach Italien gegangen, und jetzt in friedlicher Absicht. In Mailand, der früher ihm so verhassten Stadt, wurde er ehrenvoll empfangen, und schloß nachher einen Vertrag über die von beiden Seiten in aller Weise zu befördernde Aufrechthaltung des konstanzer Friedens.

Während der Kaiser sich noch einmal genöthigt gesehen hatte, die Fürsten und die hohe Geistlichkeit Deutschlands nach Gelnhausen zu einem Reichstage zu berufen, um gegen die Anmaßungen des Papstes Urban des Dritten Beschwerde zu führen, gelangte die Kunde ins Abendland, daß Jerusalem sammt dem heiligen Grabe am dritten Oktober des Jahres 1187, nachdem es acht und achtzig Jahre in der Gewalt der Christen gewesen, von den Mohammedanern wieder erobert worden sei. Sultan Saladin hatte das goldne Kreuz von der Kirche des heiligen Grabes herabgestürzt und als Siegeszeichen an den Kalifen nach Bagdad gesandt. Diese Botschaft erregte in der christlichen Welt die größte Trauer, und als die Befürzung wich, gab sich allgemein das Verlangen kund, die Orte, wo der Heiland gelitten, den Muselmännern abermals zu entreißen. Der heilige Vater rief alle Völker zu den Waffen auf und ließ einen neuen Zug gegen die Ungläubigen predigen. Auch Friedrich, obwohl schon sieben und sechzig Jahre alt, beschloß das Kreuz zu nehmen, und noch einmal nach dem gelobten Lande zu ziehen, wo er schon in seiner frühen Jugend für den Erlöser gekämpft. Wie hätte auch der alte Krieger, nachdem er so lange Jahre um irdische Dinge gestritten, seine ruhmvolle Laufbahn würdiger beschließen können, als im Kampfe gegen einen Fürsten wie Saladin, und im Dienste einer so heiligen Sache? Also wurde auf der Fürstenversammlung zu Mainz, in den Fasten des Jahres 1188, ein Kreuzzug zur Befreiung des gelobten Landes beschlossen. Der Kaiser, nachdem er in Deutschland alles Nöthige für Aufrechthaltung der Ruhe vorgesorgt, und den aus England zurückgekehrten Heinrich auf weitere drei Jahre aus dem Reiche verbannt hatte, traf zweckmäßige Vorbereitungen zur Heerfahrt, sorgte nach besten Kräften für den Unterhalt der Krieger, duldete keinen überflüssigen Troß, und zog im April des Jahres 1189 von Regensburg ab.

Das Heer, welches in Belgrad bei der Musterung aus fünfzig tausend Rittern und einer gleich großen

Zahl freitfähriger Mannschaft bestand, ging durch Ungarn, die Donauländer und das Reich des griechischen Kaisers Isaak Angelus, welcher sich, der Sitte seines entarteten Volkes gemäß, in jedem Betracht treulos zeigte, und so lange dem Kreuzheere Hindernisse aller Art in den Weg legte, bis Furcht vor Friedrichs drohender Rache ihn endlich bewog, den Deutschen ungeförten Durchzug zu verstatten. Ihr Uebergang über den Hellespont nach Kleinasien erforderte sechs Tage Zeit. Nach Mühseligkeiten aller Art, und stets von den Türken umschwärmt, gelangte das Kreuzheer, welches unterwegs durch Entbehrungen beträchtlich zusammengeschmolzen war, nach Ikonium, stürmte diese Stadt, machte reiche Beute und wollte, nachdem es sich einige Ruhe gegönnt, durch Cilicien gehen, um durch die Tauruspässe in die syrische Ebene hinabzusteigen. Am 10. Junius des Jahres 1190 brach es auf von Seleucia, am Flusse Kalykadnus oder Saleph, über den eine Brücke führte, die vom Heere überschritten werden mußte. Der alte Kaiser, welcher noch kurz vorher in einem Treffen gegen die Türken mit dem Muthe eines Jünglings gekämpft hatte, war des langen Wartens müde, und warf sich daher rash in den Fluß, um auf das jenseitige Ufer hinüber zu schwimmen. Aber die Kraft des Greises stand nicht mehr im Verhältnisse zu seiner Kühnheit; die Wellen rissen ihn fort und er fand seinen Tod in den Fluthen.

Des Kaisers Tod war ein ungeheurer Schlag für das Kreuzheer. Der Zug, den nur ein Theil desselben weiter fortsetzte, mißlang völlig, und bald nachher fand auch Friedrich von Schwaben seinen Tod bei der Belagerung von Akre.

Friedrichs Gehirn war zu Antiochien, sein Leib zu Tyrus begraben worden; aber in Deutschland wollte und mochte man lange nicht glauben, daß der Schirmherr des Reichs, der gewaltige, gefürchtete und geachtete Rothbart, wirklich gestorben sei.

Friedrich war fünfunddreißig Jahre lang römischer Kaiser gewesen; über Deutschland hat er achtunddreißig Jahre geherrscht. Dem Bilde, welches einer seiner Zeitgenossen, Radewit, von dem großen Manne entwirft, entlehnen wir folgende Züge: Friedrich war von mittelgroßem Wuchse und durchaus männlich und kräftig gebaut, sein blondes Haar trug er kurz abgesehritten, und den röthlichen Bart im oberen Theile des Gesichts abgestutzt. Seine Erscheinung machte überall Eindruck; aus dem blauen Auge sprach Milde und Sanftmuth, aber der Blick war scharf und durchdringend, die Lippe fein gesehritten, die Nase hübsch, die Stimme wohlklingend; die Zähne waren weiß wie Schnee, die Wan-

gen geröthet und von Gesundheit zeugend. Anstand und Haltung eines Kaisers würdig. Er liebte, als streitbarer Mann, den Krieg, aber nur des Friedens und der Ordnung halber, welche er ungestört wissen wollte. Er war fromm und ehrte die Kirche, aber jeglicher ungebührlichen Zumuthung widerstrebte er. Gern arbeitete er in Reichsgeschäften; seine Erheiterung waren Waffenspiel und Jagd; als Waidmann zeichnete er sich vor Vielen aus, und verstand sich trefflich auf die Abrichtung von Hunden und Falken. Den Freunden der Tafel zeigte er sich niemals abgeneigt, aber stets war er dabei der Nüchternheit ergeben. Für guten Rath war er immer zugänglich, und stets leutselig gegen Alle. Den Armen that er, ein freigebiger Mann, viel Gutes. Er war gesprächig, liebte die deutsche Sprache, in welcher er sich sehr gewandt ausdrückte; auch Latein verstand er, und las gern die alten Geschichtschreiber. Seine Kleidung war einfach, er trug stets ein deutsches Gewand; Kleiderpracht liebte er nicht, entfaltete aber bei geeigneten Gelegenheiten einen des Kaisers würdigen Glanz.

Audere Schriftsteller fügen hinzu: Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen. In Freude wie in Schmerz verlor er niemals Haltung und Würde. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen Gehorsam leisten für die erste des Unterthanen. Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit Begeisterung hinblickte. Insbesondere hatte er sich Karl den Großen zum Muster genommen, und mehr als einmal sagte er: diesem nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber in späteren Tagen, als er dem mit ihm blutsverwandten Geschichtschreiber Otto von Freisingen Nachrichten über seine Thaten mittheilte, fügte der große Kaiser bescheiden hinzu: „Im Vergleiche mit dem, was jene erlauchten Männer der Vorzeit geleistet, sind dies vielmehr Schatten als Thaten.“ So war Friedrich Rothbart.

Als er regierte war Deutschland das mächtigste Reich der Welt, der Kaiser Lebensherr oder Gebieter unserer Grenzlande; Dänemark, Polen, Böhmen, Burgund, Italien waren ihm unmittelbar unterworfen, oder standen

im Vasallenverband zu Deutschland. Dieses letztere war damals im Westen noch nicht so verengt, wie jetzt. Die Schweiz, die Niederlande, Elfaß und Lothringen, welche in späteren unglücklichen Tagen für uns verloren gegangen, gehörten noch zu uns, und Friedrich wußte, wie seine eigene Würde, so auch jene des Reiches, im Glücke und im Unglücke zu wahren. Er war ein Freund und Retter des Volkes, das er gegen jegliche Willkür der Geistlichen und der Ritter in Schutz nahm; er begünstigte das frische Aufstreben deutscher Städte, an ihn knüpfte sich der Ruhm und der Glanz der Nation, und deshalb hat er stets für unser Volk, das ihn nicht vergaß, und in dessen Mund er fortlebt bis auf diesen Tag, seine hohe Bedeutung gehabt. Er machte, den mächtigen Vasallen gegenüber, das kaiserliche Ansehen geltend, und wenn er dahin strebte auch seine Hausmacht zu vermehren, so bediente er sich dabei keiner unerlaubten Mittel, und suchte in derselben ein Gegengewicht gegen jene Zersplitterung, welche nachmals unser Land an den Rand des Verderbens brachte und endlich das Reich vernichtete. Wäre es den Kaisern gelungen, ihre Macht den Vasallen gegenüber dauernd zu befestigen, und dem zu steuern, was in späteren Zeiten so unrichtig „deutsche Libertät“ genannt wurde, so würden wir vieler Demüthigungen unseres Namens überhoben gewesen sein, und befänden uns heute noch im Besitze von jenen herrlichen Grenzlanden, deren Verlust die Seele jedes echten Deutschen mit Trauer und Schmerz erfüllt. Wir wären dann schon früh zu jener Einigkeit gelangt, von welcher eine großartige und umfassende Entwicklung der bürgerlichen Freiheit bedingt wird. Die Sehnsucht nach dieser Einigkeit war zu allen Zeiten wach und lebhaft in unserer Nation, und jetzt ist sie es mehr als je. Es durchzuckt wieder eines gemeinsamen Fühlens Blitz alle deutschen Stämme von der Etsch bis zur Eider und Schleie, von der Memel bis zur Mosel, und das Bewußtsein, daß Deutschland ohne Einigkeit unter allen Umständen, nicht die ihm gebührende Stellung nach Aussen und die freie Entfaltung seiner gewaltigen Kräfte im Innern erlangen könne, ist lebhafter als es je gewesen. Und das Bemühen will endlich zur That werden und ist dieß theilweise schon geworden. Die mannigfaltigsten Bestrebungen wirken, wenn auch von den verschiedensten Standpunkten ausgehend, zusammen, um das große, Allen ersuchte, für Alle wohlthätige Ziel zu erringen. Es sind viele Zeichen, die da Gutes verkünden, und Niemand vermag zu läugnen, daß Deutschland sich auf der Bahn des Fortschrittes befindet. Aber fester Wille und Beharrlichkeit sind jetzt doppelt nöthig, nur diese werden

Landesbibliothek
Karlsruhe